

Reformierte Gemeindebauten

Autor(en): **Meyer, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Bauzeitung**

Band (Jahr): **81/82 (1923)**

Heft 9

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-38964>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Reformierte Gemeindebauten.¹⁾

II. Zum Problem der Reformierten Kirche.

A Dio spiacenti ed a' nemici sui.
(Dante, Inf. III 63.)

Lag beim Gemeindehaus die Klippe, an der die Lösung scheitern musste, schon in der allzugrossen Uneinheitlichkeit des Programms, so sollte man beim Kirchenbau lauter glatte Lösungen erwarten, denn selten scheint eine Aufgabe klarer: hier ist sie mit dem einen Wort „Kirche“ eindeutig umschrieben. Aber dieses eine Wort ist morsch, in Zersetzung begriffen, nahezu inhaltlos. Man kann natürlich auch hier die verlangte Sitzzahl geschickt arrangieren und dann den Reichtum oder die Armut seiner klassizistischen Form-Vorräte in Anwendung bringen; für die Betrachtung des Kirchenproblems scheiden solche Stilübungen aber aus, denn sie versuchen gar nicht es zu lösen, sie umgehen es von vornherein.

Denn das Problematische, das tief Fragwürdige dieser Aufgabe liegt nicht im Arrangement der Quadratmeter und Ornamente, sondern in den geistigen Grundlagen. Auch hier ist zu fragen: was soll der Bau? was geht in ihm vor? was für ein Publikum verkehrt in ihm? Aber auf keine dieser Fragen ist eine eindeutige Antwort zu geben, denn die kirchliche Religiosität steht in einer gefährlichen Krisis; alles ist im Fluss, und niemand kann sagen, ob das Resultat neues Leben oder endgültige Zersetzung sein wird.

Ursprünglich war die Kirche Sakralbau, heiliger Boden. Sie sollte nicht nur rein praktisch-banal Gehäuse für die religiösen Zeremonien sein, sondern schon für sich, als Raum, einer überirdischen Welt angehören. Alte katholische Kirchen besitzen manchmal noch diese Weihe, in ihnen herrscht beständig Gottesdienst, gleichgültig ob gerade an irgend einem Altar Messe gelesen wird oder nicht, ob Besucher da sind oder ob der Raum leer steht, und der Besucher nimmt mehr an diesem kontinuierlichen Gebet teil, als dass er selbst Gottesdienst abhielte. Der Reformation war diese heilige Stimmung ein Greuel; mit aufklärerischem Eifer beseitigte sie alles, was ihr diente: Altäre, Bilder, Kerzen, zeremonielles Ritual, Kirchensprache, liturgischen Gesang. Die reformierte Kirche ist damit wieder zum Zweckbau herabgesunken, sie ist ohne den Prediger sinnlos und als Sakralraum im eigentlichen Sinne kann sie nicht gelten. Als Kirchen sind darum alle reformierten Predighäuser von

vornherein Inkonsequenzen gewesen, innere Halbheiten: Man behielt die alte Form im wesentlichen bei, obwohl der Geist ein ganz anderer geworden war, und die Unfruchtbarkeit des Protestantismus im Bereich der Künste ist die Folge dieses stilistischen Mangels an Aufrichtigkeit.

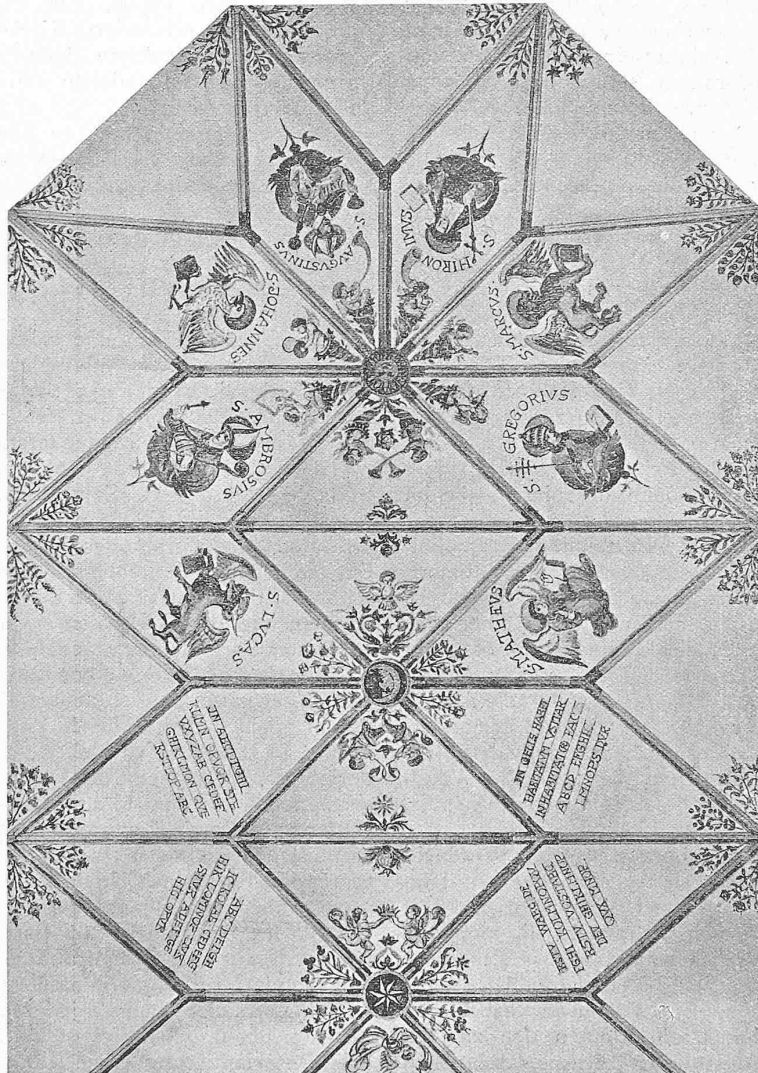
Dort, wo die reformierte Kirche Staatsreligion war, bildete sie eine politische Macht, sie durfte autoritär auftreten und konnte die Bürgerschaft zur Kirchlichkeit zwingen, auch der religiös Indifferente besuchte sie aus politischer

Klugheit oder gesellschaftlicher Konvention; den Kirchenbauten jener Zeit war also eine irdisch repräsentative, herrscherliche Haltung sehr wohl angemessen.

Wie ist es heute? Der Glanz der Staatskirche ist verblichen; während sie ehemals alle politischen Handlungen des Staates mit religiöser Weihe krönte, und sich dafür ihrerseits seiner Gewalt für ihre Zwecke bediente, ist nun die Trennung von Kirche und Staat praktisch überall durchgeführt, d. h. die ganze Frage hat sich in der Hauptsache auf Anstellungs- und Besoldungsfragen der Funktionäre und dergleichen verwaltungstechnische Dinge beschränkt. Kulturell spielt gerade in den geistig führenden Kreisen die Kirche überhaupt kaum mehr eine Rolle, denn auch die tiefer religiös Interessierten schliessen sich abseits der offiziellen Kirche in Sekten und engeren Konventikeln zusammen, die den Kreis der Eingeweihten enger umschliessen, fester zusammenhalten, als der viel zu grosse und haltlose Rahmen der öffentlichen Kirche.

Hier ist nicht der Ort, Gründe dafür zu suchen; mit technisch-objektivem Blicke stellen wir einfach den Tatbestand fest: die „Kirche“ ist im modernen Kulturleben zu einem Faktor dritten Ranges herabgesunken, und deshalb innerlich kaum mehr berechtigt, sich als weithin sichtbarer Mittelpunkt einer Siedlung zu gebärden. Wenn neue Kirchenbauten mit allem Aufwand klassischer Formen die früher berechnete herrschende Geste wiederholen möchten, so wirkt das von vornherein deplaziert, überlebt, anmassend, mehr noch: fast komisch-peinlich. In solchen Kirchen wird ein weiter geistiger Rahmen aufgestellt, der niemals weder vom Publikum noch vom Geistlichen ausgefüllt wird, ein Thron, auf den sich niemand zu setzen wagt, ein Machtanspruch, den niemand unterschreibt.

Wir werden also die stolzen Türme, Säulenportiken und goldenen Kapitäle zunächst in unseren Baukasten einpacken müssen, und uns Rechenschaft geben, was unter dem Wust abgestorbener Dinge und toter Kirchlichkeit



Die Chorgewölbe-Malerei der reformierten Kirche in Stammheim nach dem farbigen Restaurierungs-Entwurf. — Masstab 1:70. Kirchen-Vollendung 1517. — Jüngste Ueberfärbung der ursprünglichen Malerei 1923!

¹⁾ Schluss von Seite 49.

allenfalls noch lebendig ist, und ob sichs verlohnt, für diesen Rest überhaupt noch Kirchen zu bauen.

Die reformierte Kirche ist Versammlungslokal der Gemeindegewährend der Predigt. Die katholische Kirche, als sakraler Raum, steht die ganze Woche offen, sie erfüllt damit beständig ihren Zweck und ist deshalb für ausserkirchlichen Gebrauch nicht verwendbar, auch wäre ein solcher Profanation. Die reformierte Kirche, als reiner Zweckbau, wird nur Sonntags „benützt“ und bleibt sonst konsequenterweise geschlossen. An sich hat sie keinerlei religiöse Bedeutung und Weihe; nichts könnte diesen Wesens-Unterschied klarer zeigen als die verschiedenen Oeffnungszeiten. Wenn man nun an die reformierte Kirche, als an einen Zweckbau, von vornherein rationale Anforderungen stellen darf, so wird man fragen müssen: warum verwendet man sie nicht öfters zu anderen Zwecken? Ein Raum, der von Anfang an nicht sakral ist, kann durch profanen Gebrauch — wie z. B. die vielfach übliche Benützung für die politische Gemeinde-Versammlung — auch nicht entweiht werden, und so schiene es zweckmässig, bei Kirchen-Neubauten schon im Entwurf die Verwendung zu Versammlungen, Vorträgen, Konzerten, Volkshochschulkursen, Lichtbildervorführungen u. dergl. mehr als bisher üblich vorzusehen. Selbstverständlich bleibt die kirchliche Verwendung Hauptanforderung, und man wird auch für alle anderen Veranstaltungen eine gewisse Höhe und Würde fordern müssen; aber es ist eine Halbheit, zuerst die katholische Mystik bilderstürmerisch zu zerstören, und sich dann doch zu scheuen, die Konsequenzen daraus zu ziehen. Es wäre denkbar, und durchaus folgerichtig, dass die Kirche selbst alle die Funktionen übernimmt, die im Wipkinger Programm dem Gemeindesaal zugeordnet waren; vielleicht sogar Bühne, wechselnde Bestuhlung, ja alkoholfreie Bewirtung, und dass sich daneben für alle intimen Kulthandlungen eine besondere kleine Kapelle aussondert.

Wenn sich der Protestantismus wieder zu einer bildlichen Ausschmückung seiner Räume verstehen könnte, und Anzeichen für ein Bedürfnis darnach sind ja vorhanden, so könnte in grosszügig-einfachen Räumen der sakrale Akzent leicht durch Bilder gegeben werden, die während der anderweitigen Verwendung des Saales verhängt bleiben, sodass sie am Sonntag festlich und neu wirken; solche Wandgemälde wären gewiss unendlich bescheidener, *reformierter*, als die eitle Pracht antikischer Architekturformen.)

Taufen, Trauungen, Abdankungen werden gerade in kultivierten Kreisen immer mehr zu Hause abgehalten, denn die kirchliche Gemeinde repräsentiert nicht mehr eine fast familiäre Gemeinschaft, und auch nicht mehr die mondäne Oeffentlichkeit, „la Société“, wie früher, sodass sich diese intimeren Zeremonien vor der Neugier einer fremden Menge scheu zurückziehen suchen. Sie wirken in fast leeren Kirchen zudem immer peinlich, sie können den zu weit gespannten Rahmen nicht füllen und verlieren sich kläglich im Raum; man hat dasselbe aushöhlende Gefühl wie in leeren Konzertsälen, das jede feierliche Stimmung von Anfang an zersetzt. Ein kleiner, intimer Kapellenraum würde einem wirklichen Bedürfnis entsprechen, und die darin vollzogenen Handlungen würdig und wirksam rahmen. Hier liesse sich mit einem Minimum an Dekoration, das sich im grossen Kirchenraum völlig verlieren würde, ein Maximum an festlicher Wirkung erreichen; dieser kleinere Raum liesse sich den geladenen Gästen reservieren, sodass die lästigen Neugierigen und Klatschbasen ferngehalten werden können. In kleinen Gemeinden könnte etwa das „Unterweisungszimmer“ so ausgebildet werden, dass es für Taufen, Trauungen, Abdankungen und dergl. verwendbar wäre.

Die Kirche selbst wäre dann ausschliesslich Predigt-raum; welche Anforderungen stellt man an ihn?

Mystische Stimmung ist verpönt, die heiligen Altäre sind abgeschafft, so bleibt als geistiger Schwerpunkt des kahlen Raumes nur noch der Geistliche, wirklich: „die Stimme eines Predigers in der Wüste“. Alles hängt an dieser einen Gestalt, von ihr muss der Kirchen-Entwurf ausgehen. Das heisst hinsichtlich des Publikums: der Prediger muss von

allen Plätzen gesehen werden. Diese Forderung ist für die reformierte Kirche fundamental, nicht so für die katholische, denn dort ist der Prediger nur *ein* religiöser Faktor neben anderen; Altäre, geweihte Stellen, Bilder sind überall im Raum verteilt, und ohnehin nie zugleich sichtbar, sodass das Einzelne weniger ins Gewicht fällt. In der reformierten Kirche aber ist der Prediger das einzige Zentrum ohne Nebenzentren, und darum sind alle Säulenstellungen und Imitationen dreischiffiger Kirchen (deren Seitenschiffe zu Nebenaltären führen!) prinzipiell verfehlt, Reminiszenzen an den katholischen Typus, ohne den Geist, dem sie gemäss sind, und solche reformierte Kirchen erscheinen dann naturgemäss hohl und nüchtern, denn ihre katholischen Vorbilder waren für dieses Erfülltsein von religiösen Gegenständen und Bildern geschaffen.

Zunächst denkt man an Zentralbauten: sie scheinen der Einheitlichkeit des Raumes am besten zu entsprechen, auch nützen sie die Grundfläche am besten aus. Trotzdem wirken die wenigen ausgeführten Kirchen dieser Art nicht glücklich. Man fühlt gewisse Hemmungen, Unstimmigkeiten prinzipieller Natur zwischen Bauwerk und Besucher. Zentralbauten sind Architektur an sich, *art pour l'art*; der Mensch hat eigentlich keinen Platz darin. Schon die unumgänglichen Eingänge verursachen eine gewisse Axenverwirrung, ihre Horizontalbewegungen durchkreuzen und beunruhigen die herrschende Vertikal-Axe: entweder finden die Eingangs-Axen einen Blickpunkt in einem Altar oder der Kanzel, dann ist der Zentralcharakter zerstört, oder sie laufen irgendwo an der gekrümmten Wand tot, dann fühlt sich der Eintretende desorientiert. Zentral-Räume sind restlos glücklich eigentlich nur als Gehäuse über Denkmälern, über einem zentralen Apostelgrab oder der Taufschale. Wenn derartige Einwände von so feinfühligem Kennern wie Jakob Burckhardt schon vor den Zentralbauten der Renaissance ausgesprochen werden, die dieses Problem ja nach allen Seiten hin mit äusserster Sorgfalt abgewandelt hat, mit wieviel grösserem Nachdruck muss man sie vor reformierten Kirchen erheben, die diesen zwecklos monumentalen Charakter von vornherein nicht haben sollen! Zudem ist es unmöglich, die Kanzel in die Mitte zu stellen; stellt man sie aber an die Peripherie, so erscheint der Raum horizontal orientiert, also missbraucht, als Zentralraum kommt er gar nicht mehr zur Geltung. Vollends Kompromisse sind elliptische Grundrisse, besonders Querellipsen; selbst völlig kahl sind sie voll verwirrender räumlicher Unklarheiten, sie täuschen den Besucher über alle Distanzen und beunruhigen ihn bis zum Gefühl des Schwindels. Im Barock sind Ellipsen nie als Grundrisse grösserer Zentralräume für sich verwendet worden, sondern stets gereiht, oder auch als einfache Schwelung längsaxialer Räume, jedenfalls stets in einen axialen Zusammenhang gebunden, oft als Vestibül, das durch absichtliche Desorientierung einen Kontrast zur strengen Orientierung der Haupträume bilden sollte.

Räumlich unklar sind immer auch einseitige Seiten-Emporen und Haupteingänge von der Seite her; schliesslich wird man nach allem Herumtasten doch wieder beim klaren längsrechteckigen Grundriss landen, mit Kanzel und Sängerempore an der einen, Haupt-Eingang und -Empore an der andern Schmalseite.

Hinsichtlich des Predigers sollte die Architektur ihr möglichstes tun, seine vereinzelt und schmale Gestalt zu stützen, ihrer Bedeutung gemäss zur Geltung zu bringen. Vor allem gehört die Kanzel doch wohl in die Mitte der Stirnwand. Und hier wird man den Geistlichen nicht platt vor die Wand stellen, und diese womöglich noch mehrfach durchlöchern, sodass der Blick abgeleitet (wie das z. B. in der Berner Friedenskirche der Fall ist), sondern den Blick auf den Geistlichen sammeln; indem man diesen entweder in den Brennpunkt einer apsidialen Rundung oder sonst vor einen konkaven, ruhigen Hintergrund stellt. Für diesen Hintergrund könnte vielleicht eine klingende, tiefe Farbe gewagt werden, die den Grundakkord für alle sonstige Farb-abtönung des Raumes abzugeben hätte. In der Bestuhlung wird man einen Mittelgang vermeiden, diese brutale Bresche

1) Vergl. unter Literatur: „Zwingli-Kalender“.

gerade in der Blick- und Sprech-Richtung des Predigers zerstört die räumliche Geschlossenheit des Auditoriums, das auch sichtbar als möglichst geschlossene Einheit dem Prediger gegenüberzustellen ist¹⁾. Wenn Trauungen und Abdankungen in eine Kapelle verlegt werden könnten, würden die letzten Gründe, die allenfalls für einen solchen Mittelgang sprechen, wegfallen. Ebenfalls an die Stirnwand gehört auch die Orgel und der Raum für den Kirchen- oder Konzertchor. So schwierig diese Forderung zu erfüllen ist, kann sie nicht umgangen werden, da man den Dirigenten und die Solisten zum mindesten in den Konzerten sehen will. Ist die Orgel über der Eingangsempore angeordnet, so wird die Hörerschaft veranlasst, sich in den Bänken halb umzudrehen, denn erfahrungsgemäss begnügen sich die Wenigsten mit blossem Hören. Abgesehen von der Unbequemlichkeit der Stellung entsteht eine höchst peinliche räumliche Desorientierung, da der Raumschwerpunkt plötzlich von der Kanzel weg zum Eingang verlegt ist, von wo er dann ebenso plötzlich wieder zurückschnellt.

Vielleicht bildet sich als Podium für Chor und Orgelspieltisch eine Art Hochchor hinter der Kanzel aus, wo er dann auch als Bühne für religiöse Spiele in der Art von „Jedermann“ oder „Paradis-Spielen“ dienen könnte. Unter ihm, an Stelle der Krypta, können dann der Unterweisungsraum, Garderoben für die Sänger und sonstige Nutzräume untergebracht werden, wie es ja schon mehrfach ausgeführt wurde.

An speziellen Kultrequisiten wird Taufstein und Abendmahlstisch gefordert; beides würde besser in der angeregten kleinen Kapelle, oder im kapellenartig ausgebildeten Unterweisungszimmer Platz finden. Besonders der repräsentative Abendmahlstisch ist eine Art verkümmertes Altar, ein Rudiment, das trotzdem von einer gewissen sakramentalen Weihe umgeben ist, sodass es während der anderweitigen Verwendung der Kirche profaniert erscheint und stört. Ihn oder den Taufstein statt der Kanzel in die Mittelaxe zu stellen ist eine Verlegenheit.

¹⁾ Vergl. die Erörterungen Pfarrer Baders zur neuen Kirche Degersheim, in Band 53, Seite 109 (27. Februar 1909). Red.



Abb. 5. Elektrische Fussbodenheizung in einem Lichtspieltheater. (Der biegsame Heizkörper ist aus seinem Kanal herausgezogen.)

Das alles ist natürlich nur als Anregung gemeint und zur Diskussion gestellt, denn alle Punkte sind im Fluss und umstritten. Bis wir aber festen Boden unter den Füssen haben, täten wir gewiss gut daran, uns in aller Bescheidenheit auf das rein Räumliche, Notwendige zu beschränken, ohne Prunk und Flitter; statt schaler Ornamente die fast immer eine satte, selbstzufriedene Mühsigkeit und kunstgewerbliche Spielerei ausdrücken, grosse klar proportionierte Räume, glatte Wände, und energische, klingende Farben, und dann, irgendwo an entscheidendem Punkt ein gutes Fresko oder eine Plastik, oder auch nur eine schöne Schrifttafel; das wäre unendlich wirkungsvoller (und zugleich billiger) als alle unsere Ornamenthäufungen. Zu sieghafter Prunkentfaltung und vornehmer Exklusivität hat die heutige Kirche wahrhaftig keinen Anlass. Die Geistlichen steigen in Arbeiterquartiere, sie nähern sich dem Sozialismus (der ja auch eine Religionsgemeinschaft ist), in der instinktiven Erkenntnis, nur noch unter diesen kulturell tief stehenden Schichten die seelischen Voraussetzungen zur Gemeinschaftsbildung zu finden. Die höhern Schichten andererseits sind viel zu sehr individuell zerspalten; hier ist nur noch Gruppenbildung um einzelne hochstehende Persönlichkeiten möglich auf Grund persönlicher Fühlung, aber kein Anschluss an anonyme öffentliche Religions-Anstalten, die eben darum, weil sie öffentlich sind, ihr Niveau so tief als möglich zu halten gezwungen sind. Dieser bescheidenen, oft vielleicht beinahe proletarischen Kirche sind aber die pompösen oder vornehm-kalten Formen absolutistischer Zeiten nicht gemäss.

Wir wissen noch nicht, zu welchen Lösungen uns der skizzierte Weg führen wird. Aber trotzdem beneiden wir nicht jene Glücklichen, die in lächelnder Selbstsicherheit, unbeschwert von der Problematik der Aufgabe, tänzelnde Gavotten auf dem dünnen Spinett ihrer biedermeierlichen Formenlehre spielen. Wir freuen uns der Schwierigkeit des Problems, denn nur da, wo Schwierigkeiten sind, sind auch Lösungen möglich.

Im Juni 1923.

Peter Meyer.

Elektrische Fussboden-Heizung.

Von O. Hugentobler, Wädenswil.

Für eine in jeder Beziehung einwandfrei konstruierte Raumheizung sollten, wie bekannt, die Heizkörper: 1. möglichst nahe dem Fussboden angeordnet sein, 2. möglichst grosse Oberfläche haben und 3. möglichst geringe Oberflächentemperatur aufweisen. Die Punkte 2 und 3 werden in den meisten Fällen Hand in Hand gehen. Der Erfüllung dieser Forderungen stehen aber verschiedene Hindernisse entgegen: Eine grosse Fläche beansprucht auch einen entsprechend grossen Platz, der aber in den wenigsten Fällen in unbeschränkter Masse vorhanden ist. Vielmehr wird man darnach trachten, dass die Heizkörper möglichst wenig Raum einnehmen. Dazu kommt, dass eine grosse Heizfläche meist auch eine entsprechend grosse Ausdehnung nach der Höhe hat, was wiederum der Forderung in Punkt 1 entgegensteht.

Alle diese Umstände bringen es mit sich, dass sehr oft eine Anordnung gewählt werden muss, von der man zum vornehmerein weiss, dass sie nicht ganz einwandfrei ist. Gerade elektrische Heizungsanlagen weisen vielfach nur wenige kleine Heizflächen mit entsprechend hoher Temperatur auf. Dies ist hauptsächlich der Fall bei Anwendung der sogen. Schnellheizer, in denen Metallwiderstände auf eine Temperatur von 400° und darüber erhitzt werden. Bei den neuerdings vielfach verwendeten elektrischen Kachelöfen, die als sog. Wärmespeicheröfen ausgebildet sind, und mit Nachtstrom geheizt werden, ist die Oberflächentemperatur wesentlich niedriger gehalten. Diese Apparate sind infolgedessen in hygienischer Beziehung den Schnellheizern vorzuziehen. Allein die grosse Masse, die zu einer genügenden Aufspeicherung der Wärme notwendig ist, erhöht auch den Platzbedarf und das Gewicht dieser Öfen und steht ihrer Aufstellung oft hindernd im Wege. Dabei lässt die Wärmeverteilung in den Räumen zu wünschen übrig, weil solche Öfen gewöhnlich nicht in der notwendigen Anzahl oder an dem vom heiztechnischen Standpunkt aus günstigsten Ort aufgestellt werden können.